Die deutsche Wiedergeburt in Amerika

Es ist ganz klar, daß Amerika den Zusammenbruch der Menschenrechte nicht zugeben kann — noch nicht! Kein Staat vermag zu dulden, daß ihm die Grundlage entzogen wird, auf der er ruht, ehe er sich eine neue geschaffen hat, und die Vereinigten Staaten beruhen einstweilen immer noch auf der Unabhängigkeitserklärung und der Verfassung. Gerade weil Amerika als Staat so überaus jung ist und als Volk überhaupt noch nicht besteht, müssen die Amerikaner darauf bedacht sein, das wenige, was sie als gemeinsame Überlieferung und Geschichte besitzen, eifersüchtig zu hüten. Aus diesem Grund ist es in den Vereinigten Staaten schwerer als in irgendeinem andern Land, die Verfassung zu ändern. Im Grunde ist sich jedermann darüber einig, daß sie in vielen Punkten den modernen Anforderungen nicht mehr entspricht. Trotzdem konnte selbst ein Roosevelt nicht wagen, offen ihre Änderung zu verlangen, obgleich sein ganzes Reformwerk an ihren veralteten Bestimmungen zu scheitern drohte. Beide Parteien, Republikaner wie Demokraten, deuten heute vorsichtig an, daß die Verfassung vielleicht doch nicht ganz so heilig und unverletzlich sein könnte, wie sie im allgemeinen hingestellt wird. Trotzdem sind die einen bereit, sofort über die andern herzufallen und sie als Verräter an der Grundlage Amerikas hinzustellen,

sobald sie sich in Hinsicht Verfassungsänderungen zu weit vorwagen sollten.

Die Lage ist ähnlich wie nach dem Gefecht von Lexington. Ein zweiter Thomas Paine tut not, einer, der von draußen kommt und klar und offen ausspricht, was im Grund jeder Amerikaner fühlt, aber nicht zu sagen, ja kaum zu denken wagt.

Genau wie damals, in jener Übergangszeit vom alten zum neuen Amerika, zwischen dem Aufgeben der letzten Abhängigkeit von der britischen Krone und dem Bekenntnis zur völligen Unabhängigkeit, kann der gegenwärtige Schwebezustand noch eine Weile andauern, aber doch nicht unbegrenzt. Setzt man nicht bewußt freiwillig und rechtzeitig das Neue an die Stelle des Alten, so besteht die Gefahr, daß sich ein luftleerer Raum bildet, in den dann etwas einströmen kann, was man sich durchaus nicht gewünscht hat. Läßt man einen solchen Raum entstehen, so ist es überaus wahrscheinlich, daß dies „etwas“, das dann einströmt, der Kommunismus ist.

Der Kommunismus hat das revolutionäre Erbe der Demokratie angetreten, deren Weltmission und universalen Gedanken übernommen. Erstehen nicht rechtzeitig Gegenkräfte, so droht jeder Demokratie von heute ein Absinken in den Kommunismus. So ging es dem demokratischen Rußland unter Kerenski. Das gleiche wäre Italiens und Deutschlands Schicksal gewesen ohne die faschistische oder nationalsozialistische Revolution. Frankreich wie Spanien zeigen, daß alle europäischen Staaten sich in der einen oder andern Richtung entscheiden müssen. Ebenso wenig wird England um die Entscheidung herumkommen, und schließlich werden es auch die Vereinigten Staaten nicht.

Hier liegen die Verhältnisse besonders schwierig. Es ist begreiflich, daß sich der Staat, der den demokratischen Gedanken als erster verkündete und verwirklichte, am heftigsten sträubt, ihn aufzugeben, zumal er noch vor wenigen Jahren glaubte und hoffte, ihn der ganzen Welt aufzwingen zu können.

Natürlich sind auch die Vereinigten Staaten längst keine Demokratie im ursprünglichen Sinn mehr. Die Art von Demokratie, wie sie sich in den britisch-amerikanischen Selbstverwaltungskolonien ausbildete, paßt ja überhaupt nur für kleine Gemeinwesen, in denen jeder jeden kennt und öffentliche Angelegenheiten noch in der Volksversammlung auf dem Markt erledigt werden können, wie heute noch in den kleinen Schweizer Kantonen. Je größer die Vereinigten Staaten wurden, desto mehr mußte die Demokratie zum Zerrbild werden; die wirkliche Macht mußte aus den Händen der Allgemeinheit mehr und mehr in die einer kleinen Gruppe übergehen, die über die gesamten Bodenschätze und Produktionsmittel willkürlich verfügt.

Wenn diese Herrschaft der Wenigen nicht als solche empfunden wurde, so lag der Grund dafür in der Größe des Landes und den Möglichkeiten, die es infolgedessen dem einzelnen bot. Es gab keine soziale Frage, weil dem Lohnarbeiter der Aufstieg zum selbständigen Unternehmer oder Farmer offenstand oder wenigstens offenzustehen schien. Die soziale Frage spielte bereits in den Unabhängigkeits- und dann in den Sezessionskrieg hinein. Beide Male gelang es, sie abzubiegen. Amerika wich der sozialen Revolution aus, das erstemal in die Breite, durch die immer weitere Erschließung des Westens, dann, als es kein Freiland mehr gab, in die Höhe, durch eine schier unbegrenzte industrielle Ausweitung. Jetzt aber ist auch hier die Grenze erreicht.

Heute hat sich erfüllt, was Bismarck Carl Schurz im Jahre 1868 voraussagte. Der Kanzler meinte zu dem alten Achtundvierziger, der ihm von den demokratischen Einrichtungen der Neuen Welt vorschwärmte, daß diese ihre wahre Probe erst zu bestehen haben würden, sobald die wunderbaren natürlichen Hilfsmittel, die in gewissem Sinn Gemeineigentum seien, aufgehört haben würden zu bestehen. Dann würde der Kampf zwischen Arm und Reich entbrennen, zwischen den Wenigen, die besitzen, und den Vielen, die entbehren.

Dieser Fall ist jetzt eingetreten. Die Massen fordern ihren Anteil. Sie fangen an, unbeherrschbar zu werden, der herrschenden Schicht zu entgleiten. Die Gefahr einer marxistischen Bewegung, ja selbst einer kommunistischen Revolution taucht auf, die man in USA. für ausgeschlossen gehalten hatte. Den Begriff Vaterland scheint es für die unteren Schichten nicht mehr zu geben. Bei einer Demonstration in Neuyork wurden Schilder getragen „Zum Teufel mit den Vereinigten Staaten!“. Die alten Ideen und Ideale wirken nicht mehr, da sie längst zu leeren Schlagworten herabgesunken sind. Dabei will man nicht von ihnen lassen. Krampfhaft hält man an einer Demokratie fest, die längst keine mehr ist, die sich in ihr Gegenteil verkehrt hat.

Die Piraten der Demokratie, die Freibeuter der Freiheit haben Raubbau getrieben am Land wie seinen Menschen. Man hat die Bevölkerung wurzellos gemacht, sie willkürlich aus einem Gebiet in das andere verpflanzt wie die Neger des Südens in die Industriezentren des Nordens, und eine entsprechende „Verwüstung“ am Menschen trat ein. Warum soll das entwurzelte städtische und ländliche Proletariat, dem man alle seelischen Bindungen genommen hat, das nichts mehr ist als „Hands“, nicht hemmungslos den kommunistischen Agitatoren folgen, wenn es die Hoffnung auf eine Besserung seiner wirtschaftlichen Lage verliert, die einzige, die es bisher hegte!

Furchtbar erweisen sich jetzt die Folgen einer „Rassenpolitik“, die sich zwischen zwei Polen bewegte: der Leugnung des Rassenbegriffs überhaupt und der Idee eines von Gott auserwählten Volkes. In der Theorie und vor der Welt trieb man den Gleichheitsfanatismus so weit, daß man beinahe das Vorhandensein von Rasse verneinte; man vereinfachte die ganze Rassenfrage zu einer Erziehungsaufgabe. Im geheimen aber und in der Praxis hielten die herrschenden Kreise an der Idee des auserwählten Volkes fest, die die Pilgerväter beseelt hatte.

Diese doppelte Moral in der Rassenfrage führte zu den seltsamsten Erscheinungen. So wurde ein berühmter Neger-tenor im größten Konzertsaal Chikagos von einer weißen Zuhörerschaft wild beklatscht, aber er hatte Schwierigkeiten, für die Nacht nach dem Konzert ein Unterkommen zu finden, weil kein Hotel ihn aufnahm. Die gleichen Leute, die sich weigern, sich mit jemandem, der auch nur einen Tropfen Negerblut in den Adern hat, an einen Tisch zu setzen, auch wenn er Universitätsprofessor ist, erklären einem im Tone heiligster Überzeugung, die ganze Negerfrage sei lediglich eine Erziehungssache.

Das Erstaunlichste an naiver, wahrscheinlich unbewußter Heuchelei in der Rassenfrage erlebte ich bei einem Tee, der von einem Damenkomitee veranstaltet wurde, das sich die soziale Hebung der Schwarzen zur besonderen Aufgabe gemacht hatte. Der Vortrag eines Professors über die Lage in den Südstaaten war angekündigt. Ein leicht milchkaffee-farbener Herr erschien, worauf meine Nachbarin mir entsetzt und empört zuflüsterte: „Aber der ist ja schwarz!“

Eine ähnliche Haltung nimmt das angelsächsische Amerikanertum gegenüber den Juden ein. Kein Klub, keine Studentenverbindung, die etwas auf sich halten, nehmen einen Juden auf. Leute mit jüdischem Namen oder jüdischem Aussehen werden in vielen Hotels vergeblich nach Zimmern fragen. Es gibt ganze Straßenzüge und Stadtviertel, in denen nicht an Juden vermietet wird. Man kann auch in manchen Badeorten und Sommerfrischen ein Schild hängen sehen „Gentiles only“ — „Nur für Nichtjuden“. Manche Universitäten und Schulen haben einen Numerus clausus für jüdische Professoren und Studenten eingeführt.

Über all die Dinge spricht man nicht, und man muß schon eine ganze Weile im Land sein, um sie überhaupt in Erfahrung zu bringen. Wenn man in der Öffentlichkeit jede Benachteiligung der Neger abstreitet, so natürlich erst recht jeden Antisemitismus. Ja, man kann sich gar nicht

genug tun in der Verurteilung Deutschlands wegen seiner Haltung in der Judenfrage. Dabei spielt natürlich die außerordentliche Macht mit, über die das Judentum in den Vereinigten Staaten gebietet, und die unbedingte Kontrolle, die es über Presse, Theater, Kino, Rundfunk, Vortragswesen und überhaupt alle Äußerungsformen der öffentlichen Meinung ausübt.

Im Grund verhält sich das alteingesessene Angloamerikanertum allen Einwanderern und allen nicht angelsächsischen Bevölkerungsteilen gegenüber ähnlich. Man betont ihre Gleichberechtigung laut, schließt sich jedoch nach Möglichkeit ab und sucht ebenso die Führer- und Schlüsselstellungen in Staat, Wirtschaft und Kultur nach Möglichkeit für sich zu behalten.

Nur zögernd, und wenn es nicht anders geht, öffnet man Außenseitern, die es zu Geld und Einfluß gebracht haben, die eigenen Kreise.

Auf der andern Seite sucht man diese fremden Volksteile, auf die man als unamerikanisch mit einem gewissen Mißtrauen blickt, so rasch wie möglich zu amerikanisieren, also zu anglisieren. Man sucht dies durch eine, ich möchte beinahe sagen, gewaltsame Assimilierung zu erreichen. Man stürzte sich auf die Kinder der Eingewanderten, entriß sie gleichsam ihren Eltern und suchte sie in ein paar Jahren zu „hundertprozentigen“ Amerikanern zu machen. Man tat alles, um sie ihre Muttersprache so rasch wie möglich vergessen zu lassen und wählte dadurch ihre vollkommene Amerikanisierung gesichert. Man glaubte ihnen die Größe Amerikas beizubringen, indem man sie auf die alte Heimat und die Art der Eltern als etwas Zweitklassiges und Minderwertiges herabsehen lehrte. Das Ergebnis dieser Erziehung war jedoch nicht der vollkommene Amerikaner, sondern — der Gangster. Von altamerikanischer Seite wird immer wieder entrüstet darauf hingewiesen, daß das Verbrechen aus den Kreisen der Eingewanderten stammt. Das stimmt, man vergißt nur hinzuzufügen, daß es sich nicht um die erste Generation handelt,

sondern fast durchweg um die zweite, die auf so gewaltsame Weise amerikanisiert worden ist.

Durch eine Erziehung, die glaubte, auf Gemütswerte verzichten zu können, und wähnte, lediglich durch Vermittlung von Kenntnissen vorbildliche Amerikaner erziehen zu können, hat man „Tribsand“ geschaffen, eine Bevölkerungsschicht ohne inneren Halt, ohne seelische Bindungen, ohne Vaterlandsgefühl, ohne Verwurzelung mit dem Land, in dem sie lebt.

Die jüngsten Einwanderungsschichten aber haben sich zu einem erheblichen Teil überhaupt nicht mehr „amerikanisieren“ lassen, weder im guten noch im schlechten Sinne. Als sie nach Amerika kamen, waren sie bereits von dem Rassegedanken und dem völkischen Gefühl erfaßt, die heute die ganze Erde aufwühlen. Noch vor einem Menschenalter, noch vor wenigen Jahrzehnten mag es im Bann der herrschenden Zeitströmungen möglich gewesen sein, sein Volkstum mit verhältnismäßiger Leichtigkeit abzustreifen, heute ist das nicht mehr der Fall. Heute sind selbst die Angehörigen der kleinsten und unbedeutendsten Nationen stolz auf ihr Volkstum. Damit entsteht für die Vereinigten Staaten eine völlig neue, ungeheuerschwierige Lage. Es ist begreiflich, daß der bisher herrschenden angloamerikanischen Schicht diese Entwicklung unerwünscht, daß sie nicht gerade gut zu sprechen ist auf die Verkünder des Rassegedankens. Sie sieht, und von ihrem Standpunkt nicht einmal mit Unrecht, im Rassegedanken für Amerika Dynamit, und hält deshalb völkische Propaganda für eine viel ernstere Bedrohung der Sicherheit und des Gefüges Amerikas als kommunistische.

Niemand jedoch, kein Staat und keine Regierung, kann sich einer geistig-seelischen Strömung, die die Menschheit zu erfassen beginnt, in den Weg stellen. Der Rassegedanke, die Idee der Neuordnung der Welt auf völkischer Grundlage, ist heute eine genau so gewaltige, letzten Endes die ganze Welt mitreißende Triebkraft wie vor ein bis anderthalb Jahrhunderten der einst berauschende, heute verklingende Gedanke von der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt.

In einem feudalen Zeitalter vermochte das Wort von der Gleichheit aller Menschen eine ungeheurere Kraft zu entfalten, die schließlich eine Feudalherrschaft nach der andern zertrümmerte. Die Praxis der Demokratie ließ leider erkennen, daß es mit der bloßen Verkündung der Gleichheit nicht getan war, und daß gerade sie die größte Ungleichheit schuf, weil sie den Schwachen nicht vor dem Starken, den Gewissenhaften nicht vor dem Skrupellosen schützte. Wenn man in Amerika einmal das leere, selbstgerechte Spiel mit den Worten Demokratie und Diktatur aufgibt, wird man erkennen, daß die neuen Staaten, die aus früher demokratischen Regierungsformen entstanden sind, dem Willen des Volks entsprossen sind, die einen aus ihrer Mitte — in Italien einen Schmied, in Deutschland den Gefreiten des Weltkriegs — beauftragten, eine neue Gesellschaftsordnung zu schaffen, die der ganzen Volksgemeinschaft gerecht wird.

„Um allen Menschen die gleichen Möglichkeiten zu verschaffen, den möglichst gleichen Anteil am Glück zu sichern, muß man von ihrer Ungleichheit ausgehen!“ Das ist das Grundgesetz einer neuen Gesellschafts- und Lebensform, die über die „Diktatur“ eines „Volksbeauftragten“ eine neue und wahre Demokratie zu schaffen versucht, weil die alte auf der angeblichen Gleichheit beruhende Form versagte.

Dieses Grundgesetz wird sich auch in Amerika durchsetzen, wenn vielleicht auch erst nach schweren Kämpfen und auf mühseligen Umwegen. In den Vereinigten Staaten liegen die Verhältnisse ja besonders schwierig. Die neue regionale Ordnung geht von einem Volk aus. In Amerika aber handelt es sich nicht um ein Volk, sondern um ein Völkergemisch.

Es ist ganz klar, daß für jeden vaterländisch empfindenden Amerikaner das letzte Ziel ist und immer sein wird, aus diesem Völkergemisch einmal ein großes einheitliches amerikanisches Volk zu machen. Die Frage ist nur, wie dieses Ziel am besten zu erreichen ist. Daß es durch eine möglichst hemmungslose allgemeine Vermischung nicht geht, selbst wenn

man Afrikaner und Asiaten von vornherein ausscheidet, ist heute ziemlich allgemein anerkannt. Der Weg der Assimilierung durch Anglisierung hat versagt. Was bleibt? —

Der Rassegedanke ist keine deutsche Erfindung, aber deutschen Hirnen und Herzen erwuchs als ersten die Überzeugung, die etwas von einem heiligen Glauben an sich hat, daß man nicht durch Verwischung und Unterdrückung, sondern im Gegenteil durch Betonung und Förderung der völkischen Eigenart die Menschen besser und glücklicher machen wird, und daß man schließlich auf diesem Weg auch zu einer besseren und glücklicheren Weltordnung gelangen kann, die alle Völker zu ihrem Rechte kommen läßt.

Dieser Gedanke lebt auch im Blute jener, die einst, teilweise vor Generationen, aus Deutschland nach der Neuen Welt auswanderten. Sie mögen es ableugnen, sie mögen sich dagegen wehren, deswegen bleibt ihr Erbteil doch unverloren, wenn es sich auch wandelt und andere Formen annehmen mag auf einem fremden Boden und unter einer andern Sonne.

Wer zu hören vermag, der hört, wie die alte ruhmreiche Grundmauer der allgemeinen Gleichheit und der Menschenrechte, auf denen der stolze Bau Amerikas in die Höhe wuchs, klirrend zerspringt. Wer sehen kann, der sieht, wie die Woge heranrollt, die, wie schon zweimal in der Geschichte Amerikas, alles Bestehende hinwegzuspülen droht.

Wer soll einen neuen Grund mauern, wenn nicht die, deren Hirnen der neue Bau bereits vorschwebt? Wer soll die Woge auffangen und in ein neues Bett leiten, wenn nicht jene, deren Herzen bereits zittern unter der Gewalt neuer tragender Ideen!

Menschen angelsächsischen Bluts haben vor anderthalb Jahrhunderten den ungeheueren Gedanken von der Gleichheit aller Menschen in der Neuen Welt zu verwirklichen, auf ihm das allgemeine Menschenglück aufzubauen versucht. Deutsche haben ihnen dabei getreulich und selbstlos geholfen, auch wenn sie dabei selber im Schatten stehen mußten.

Heute läuft der alte Gedanke ab, ein neuer hebt an. Vor Amerikanern deutschen Bluts erhebt sich die Aufgabe, ihn zu verwirklichen, nicht gegen, sondern mit ihren Landsleuten angelsächsischen Bluts. Immer sind die Deutschstämmigen in Amerika in der zweiten Reihe marschiert. Jetzt ergoht vom Schicksal der Ruf an sie: "Germans to the front!" Aber wie dieses Wort, als es zum erstenmal während der Boxerunruhen von einem britischen Admiral ausgerufen, nicht höheren Lohn, sondern höhere Leistung bedeutete, so auch dieses Mal. Die Deutschen müssen an die Front, nicht um ihrer selbst, sondern um Amerikas willen, um des Landes, dem sie sich ergeben und geweiht, und das jetzt nicht nur Geld und Gut von ihnen fordert, nicht nur Schweiß und Blut, sondern schöpferische Mitarbeit am Neuaufbau Amerikas, um das zu verwirklichen, was ihnen und ihren Ahnen vorschwebte, als sie sich nach der Neuen Welt einschifften.